

Ist die Rede von der „christlichen Literatur“ zulässig?

Eine Interpretation von Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“

Wie *Gisbert Kranz* in seinem Beitrag „Christliche Literatur als Provokation“ vermeinte aufzeigen zu können, sei die Rede von der „christlichen Literatur“ heute nicht mehr „gewagt“¹. Als Hintergrund dieser Feststellung dürfen Kranz' eigene Literaturinterpretationen gelten, mittels deren er seit Jahren Literatur als „christliche“ zu qualifizieren sucht² und gleichsam alles Literarische, was in die Quere kommt, einebnet³. Indes bleibt das Problem, ob Literatur bzw. Dichtung als christlich qualifiziert werden kann, nach wie vor bestehen. Man braucht ja nur die Dichter selbst zu befragen, um hier eher ablehnende Urteile zu bekommen. So haben *Heinrich Böll* und *Kurt Marti* immer wieder vor der inquisitorischen Suche nach der Christlichkeit der Autoren oder dem christlichen Charakter ihrer Werke gewarnt. Böll schreibt schon 1959: „Die Instanz, die berufen wäre, einem Künstler seine Christlichkeit als solche zu bescheinigen, ist nicht einmal denkbar.“⁴

Nun hat sich Böll immer stärker von seiner Kirche distanziert, und man könnte ihm – meines Erachtens zu Unrecht – einen Hang zum Atheismus attestieren. Anders verhält es sich mit Kurt Marti. Er ist zugleich reformierter Pfarrer und bekannter Literat. Doch auch dieser wehrt sich dagegen, wenn man ihn als „christlichen Dichter“ reklamieren will: „Will sich die Kirche mein ‚christliches‘ Dichtertum an den Hut stecken? Aber zeit meines Lebens hat mich die Institution Kirche nie zum Schreiben ermutigt.“ Der „christliche“ Charakter der Literatur steckt für Marti nicht in den religiösen Inhalten des Werks oder in der glaubensmäßigen Schreibmotivation beim Dichter. (Diese obsoleten Gesichtspunkte macht Kranz geltend.) Das christliche Moment ist vielmehr in der Tatsache zu sehen, daß im literarischen Prozeß sprachlich Welt konstituiert wird. Entscheidend bleibt hier die Verantwortung im sprachlichen Bereich. Diese verbindet gerade „säkulare“ und „christliche“ Autoren: „Ich fühle mich unter ‚säkularen‘ Autoren sehr wohl, sie nehmen mich, wie ich bin (und obgleich ich Pfarrer bin), sie sind zuweilen für das Evangelium (Jesu Christi, nicht der Institution Kirche) auf unkonventionelle Weise aufgeschlossener als manche Repräsentanten der Kirche.“⁵

Mit dieser Hinwendung zu säkularen Autoren und mit der damit verbundenen Bereitschaft, das eigene Werk allein an künstlerischen Maßstäben messen zu lassen, macht er es uns unmöglich, ihn vor einen Kirchenkarren spannen zu können. Als Christ in der Kunst, nicht: als Christ in der christlichen Kunst! Wer aber nun

tatsächlich als Christ schreibt, dies zu beurteilen bleibt uns – wie Böll aufzeigt – verwehrt. Kranz' neues Werk „Lexikon der christlichen Weltliteratur“ muß daher schon vom Ansatz her als verfehlt betrachtet werden. Die Unklarheit, was nun als „christlich“ zu fassen ist, durchzieht oszillierend das Lexikon⁶. In dieser Unklarheit liegt jedoch die Unmöglichkeit des Kranzschen Auswahlprinzips eingeschlossen. „Christlich“ ist Literatur nicht dann, wenn in ihr religiöse Inhalte thematisiert werden oder sich der Dichter zum christlichen Glauben bekennt. Wenn man überhaupt von „christlicher Literatur“ sprechen muß, dann sollte man die Werke einschließen, die in Verantwortung für unsere Welt und Wirklichkeit geschrieben sind und behutsam mit der Sprache umgehen. In diesem Sinn handelt es sich sogar bei dem Roman „Der geteilte Himmel“ von Christa Wolf um „christliche Literatur“⁷.

Die Frage nach Lebenssinn in Christa Wolfs Roman „Der ungeteilte Himmel“

Als die Autorin diesen Roman 1963 publizierte, zählte sie zu den führenden Kommunisten der DDR. Christliche Motive beim Schreiben lagen ihr fern. Gleichwohl ist die Sinnfrage in ihrem Werk eindringlich gestellt. Verschiedene Antworten darauf werden gegeben. Wir gehen deshalb bei der Interpretation so vor, daß wir zunächst das Fragen nach Lebenssinn im Roman aufzeigen und anschließend auf drei Ebenen die Antworten zusammenfassen, welche der Roman auf jenes Fragen gibt.

Schon der Prolog des Romans schlägt das Thema „Suche nach Lebenssinn“ an. Vermittelt über den Naturtopos wird die Problematik des Alltäglichen, des Regelmäßigen und Gewohnten angedeutet. Wir lesen S. 7, daß die Menschen den verschleierte Himmel plötzlich „schwer zu ertragen“ fanden, daß eine eigenartige Unrast sie ergriff, daß sie ihre Arbeit „unterbrochen“ hatten und „unhörbare Stimmen“ wahrnahmen, die sehr nahe, tödliche Gefahren ankündigten. Hier wird eine apokalyptische Atmosphäre gezeichnet, die ja das Ende der Routine bedeutet und unweigerlich die Sinnfrage provoziert. Nur vorläufig kann das unruhige Fragen nach dem Sinn des Tuns und Lebens befriedigt werden, indem nämlich darauf verwiesen wird, daß uns die Erde noch trägt, daß wir „aus dem vollen“ leben dürfen, als gäbe es übergenug von diesem „seltsamen Stoff Leben“. Wichtig erscheint hier der Irrealis „gäbe“, welcher die vordergründige Beruhigung wieder relativiert.

Die Grundbefindlichkeit der Unruhe wird in Ritas Leben und im Fortgang der Handlung immer wieder thematisiert, so auf S. 14f., wo Rita als 17jährige im Versicherungsbüro sitzt und Listen schreibt. Auch die Freundschaft Ritas mit Marion dient literarisch dazu, die suchende Rita gegen die selbstsichere Marion abzuheben. Während Marion als die Heitere, Unkomplizierte und etwas Unbe-

darfte gezeichnet wird, bleibt Rita die Hilfsbedürftige, die ihr Leben beständig in Frage stellt (vgl. 91). Die Sinnfrage wird jedoch auch im Zusammenhang mit ihrem Freund Manfred aufgeworfen, z. B. als sich die Gesellschaft der Chemiker bei seinem Professor trifft. Zu fortgerückter Stunde überlegen sich die Teilnehmer der Abendgesellschaft, wie sie den herumgereichten Cocktail benennen könnten; da schlägt ein Gast hustend vor: „Verbrannte Erde“. Die Reaktion darauf: Plötzliche Stille, Schweigen. Der Kommentar der Erzählerin: „Die Wunde liegt offen. Kein schöner Anblick“ (115). Eine ungezwungene, fröhliche Unterhaltung ist nach dieser Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg nicht mehr möglich. Die Grundbefindlichkeit der Unruhe, des radikalen Zweifels an Sinn setzt sich durch.

Die Sinnfrage wird schließlich durch den Charakter Manfreds selbst beständig wachgehalten. Manfred läßt sich zwar zu der Testfahrt mit dem neuen Waggon einladen, er kann sich jedoch für diese technische Neuentwicklung nicht – wie Rita – begeistern. Auch das Glück, welches Rita beim Raumflug Gagarins empfindet, bleibt Manfred fremd: „Manfred sah Rita lachen und wußte, daß sie jetzt ein Glück empfand, von dem er ausgeschlossen war. Sie sah, daß er das Gesicht verzog, und fragte sich erschrocken: Womit habe ich ihn verletzt?“ (145) Manfred steht der – wie er es ausdrückt – „Propagandaschlacht“ um den erfolgreichen Raumflug abweisend gegenüber. Er festigt in sich den Gedanken: „Der Bodensatz der Geschichte ist das Unglück des einzelnen“ (146). Indem nicht der Fortschritt oder kollektives Gelingen, sondern das individuelle Unglück namhaft gemacht wird, bleibt die Frage nach dem Sinn gesellschaftlichen Lebens lebendig. Die Autorin nimmt hier voraus, was erst seit den 70er Jahren unter dem Gesichtspunkt der „Lebensqualität“ und Sinnerfahrung diskutiert wird⁸.

Antworten auf die Sinnfrage

Nun zum zweiten Teil der Interpretation. Welche Antworten gibt der Roman auf die Sinnfrage? Mir scheint eine Antwort auf drei Ebenen vorzuliegen. Sinn wird erfahren als 1. entdeckendes Lernen und fruchtbares Denken, welches neue Gewißheiten schafft; 2. Erfahrung von Glück in der personalen Ich-Du-Beziehung und 3. überindividueller Konsens über Werte und Ziele⁹.

Zunächst zur ersten Sinnebene. Rita trifft Manfred, und dabei verwandelt sie sich. Sie tritt vor den Spiegel (13), entdeckt sich neu. Sie sieht sich mit Manfreds Anschauungen konfrontiert und bestimmt ihre Position, die durch ein gewisses Engagement für die sozialistische Gesellschaft, eine Vorliebe für die Heimat (vermittelt über die Dorfidylle) und einen anfänglichen Fortschrittsglauben gekennzeichnet ist. Rita macht schließlich einen Entwicklungsprozeß durch, indem sie im Waggonwerk arbeitet und die Welt der Werktätigen kennenlernt. Ihr Lehrerstudium wird dadurch bereichert. Die Anwerbung Schwarzenbachs hat

diesen Zusammenhang von Arbeitswelt und Lehrerstudium ebenfalls akzentuiert: „... ein Lehrer muß heutzutage einen Großbetrieb kennen“ (30). Aufgrund ihres Einblicks in die sozialistische Arbeitswelt gelingt es ihr dann auch, die Empörung Mangolds zu durchschauen, der sich über die versäumten Unterrichtstage von Sigrid aufregt. Über Mangolds Rede und die Reaktion Ritas lesen wir: „Er kam ihr wie entzaubert vor. Merkte denn niemand sonst, wie hohl jedes Wort aus seinem Mund klang? Wie lächerlich sein Pathos war? Ihr war, als könnte sie den Mechanismus sehen, der diesen Menschen bewegte“ (129).

Nun zur zweiten Sinnebene: *Erfahrung von Glück in der personalen Ich-Du-Beziehung*. Hier finden wir die zentrale Problematik des Romans: Wie kann Leben gelingen, glücken? Schon der Titel „Der geteilte Himmel“ läßt die Assoziation aufkommen: das geteilte Glück (Himmel als „heaven“, nicht als „sky“). In der Mehrdeutigkeit von „Himmel“ liegt der Schlüssel des Romans. Immer wieder taucht der Himmel als Naturtopos auf, der die seelische Verfassung der Liebenden spiegelt. Manfred und Rita betrachten den „kühlen, blauen Himmel“; dies wird so kommentiert: „Das Unvergängliche in ihrer Liebe trat immer schärfer hervor“ (64). Wenige Stunden später halten beide Einzug in einer kleinen Stadt am Nordhang des Harzes, wobei „die Himmelskuppe“ der Erde „leicht wurde“.

Dieser Tag ergreift auch Manfred. Weil das Glück greifbar erscheint, schlägt er vor: „Hier laßt uns Hütten bauen“ (64). Das Bibelzitat (Mt 17, 33 bzw. Lk 9, 33) ist nicht zufällig eingesetzt. So wie Petrus im Evangelium das Glück dingfest machen will (es handelt sich um den Bericht von der Verklärung Jesu auf einem Berg am See Genesareth), so will Manfred des Glücks sicher bleiben. Freilich kann er ebenso wenig wie Petrus das Glück festhalten. Die Krise stellt sich wenig später ein. Der Himmel zerreißt und bleibt – im Roman – geteilt. Immerhin gab es den Aufschein von Glück: das Vertrauen in den Partner und die gelungene Ich-Du-Beziehung. So sagt Manfred: „Sie schafft es, sie macht mich im Leben fest“ (64).

Intensiver noch als bei Manfred treffen wir bei Rita auf die Erfahrung von Glück. Als ihre Mutter sie fragt: „Bist du glücklich, Kind?“, antwortet die Erzählerin darauf in erlebter Rede: „Glücklich? Sie fühlte, daß sie lebte wie nie vorher“ (18). Sie entdeckt, wie die körperliche Nähe eines Partners beglücken kann: „Nachts waren sie allein. Rita erfuhr, wie dieser spöttische kalte Mensch sich danach sehnte, unspöttisch und warm zu sein. Es überraschte sie nicht, und doch weinte sie etwas vor Erleichterung. Er wischte ihr brummelnd mit den Fingern die Augen trocken, sie trommelte mit den Fäusten auf seine Brust, erst sacht, dann wütend. „Na“, sagte er leise, „was trommelt man?“ Da weinte sie stärker. Auch sie war allein gewesen“ (17).

Diese personale Begegnung (aus der Sicht Ritas) findet dann wieder ihre Entsprechung in den verschiedenen Naturtopoi. Rita fährt durch die Landschaft, sieht die Dörfer, das Gartenzaun-Grün, die Dächer, das Dunkelgrau der Felder, die Vögel im Pastell des Landes; darüber der Himmel: einmal blaßgrau, das andere

Mal zart verschleiert. Glocken läuten, und die Erinnerung an Kindertage wird wach (126). Je weiter der Roman voranschreitet, desto stärker spiegelt der Himmel auch das Ende der Liebe, des Vertrauens und des Glücks. Gegen Ende heißt es: „Eine dünne graue Haut, zum Zerreißen über eine unendliche Menge von durchsichtigem Blau gespannt, das hier und da, an Bruchstellen, schon hervorkam“ (140). Entsprechend dazu klingen die Worte Manfreds wenige Seiten später: „Abschminken! Die großen Gefühle, die tönenden Phrasen... Endlich abschminken! Das ist das einzige, was uns bleibt“ (148).

Erst ganz am Ende des Romans, im Epilog, wird die Sinnerfahrung in der personalen Begegnung wieder thematisiert, nun jedoch in einer von Manfred und Rita abstrahierenden Form: „Manchmal streicht eine Frau einem Mann über die Schulter. Das hat sie lange nicht getan, aber im rechten Moment fühlt sie: Er braucht es“ (199). Der Sinn des Tröstens, der Freundlichkeit und der Geduld wird in jenem Gestus symbolisiert. Die drei Werte stellen symbolische Kategorien der Sinnvermittlung dar, welche gegen den „Unsinn“ des Lebens gesetzt werden. Glück ist nicht mehr nur gebunden an die erotisch-personale Beziehung von Manfred und Rita, sondern hängt nun allgemein ab von den kleinen Zeichen der Liebe. Sie vermögen den Kreislauf der Gewöhnung und vordergründigen Beruhigung zu durchbrechen: „Das wiegt alles auf: Daß wir uns gewöhnen, ruhig zu schlafen. Daß wir aus dem vollen leben, als gäbe es übergenug von diesem seltsamen Stoff Leben“ (199).

Die dritte Sinnebene: *Überindividueller Konsens über Werte und Ziele*. Die Suche nach Lebenssinn findet für Rita und Manfred eine gewisse Antwort, wo sich beide in ihrer Arbeit verwirklichen. Hier, in ihrem Werk, differenzieren sich freilich die beiden Personen. Nicht mehr die personale Begegnung vermag zu dominieren, vielmehr reißt die je eigene Selbstverwirklichung das Gemeinsame auseinander. Für Rita erfüllt sich Lebenssinn darin, daß sie im Waggonwerk arbeitet; für Manfred bedeutet die Flucht nach Westberlin, daß er als Chemiker frei forschen kann. In beiden Fällen ist das Werk des Menschen eingebunden in ein gemeinsames Ethos des Schaffens.

Bei Rita erscheint dieses Ethos jedoch grundverschieden von dem Manfreds. Der überindividuelle Konsens über Werte und Ziele wird in dem je eigenen Kreis Ritas bzw. Manfreds hergestellt. Was Rita mit den Meternagels, Wendlands und Schwarzenbachs vereint, ist der Gedanke, am Aufbau der sozialistischen Gesellschaft mitwirken zu können. Was sie von den Herrfurths und Mangolds hingegen trennt, ist die bürgerliche bzw. parteidoktrinäre Einstellung dieser Menschen (123). Rita ist fasziniert vom Arbeitsethos im Waggonwerk; der gemeinsame ethische Konsens (jenseits von Parteiinteressen), daß der neue Waggon gebaut werden muß und damit Fortschritt erzielt wird, dies verbindet sie mit den Männern im Werk. Manfred hingegen sieht jenes Arbeitsethos eingebunden in die sozialistische Ideologie. Er entwickelt zusammen mit seinem Mitarbeiter Martin Jung ein

eigenes Ethos, das durch den Skeptizismus gegenüber der sozialistischen Chemie gekennzeichnet ist.

Die Tragik des Romans liegt darin, daß für Rita und Manfred ein Konsens über Werte und Ziele innerhalb ihrer Gesellschaft nicht herstellbar erscheint. Am Werk zerbricht die Person – eine eminent theologische Frage! Zwar sind Manfred und Rita gemeinsam bereit zu lernen (Sinnebene I), sie sind auch beide in der Lage, die Erfahrung von Glück zu machen und sich mitzuteilen (Sinnebene II), sie können aber die Einheit ihrer personalen Beziehung nicht sichern, da ihre Wert- und Zielvorstellungen immer mehr divergieren (Sinnebene III).

Christliche Literatur?

Insgesamt gesehen wird man nun den Roman „Der geteilte Himmel“ nicht der traditionellen Kategorie „christliche Literatur“ zurechnen können. Weder werden biblische Stoffe verdichtet (wie bei Thomas Mann: Joseph und seine Brüder), noch läßt sich die Autorin auf christliche Schreibansätze festlegen. Dennoch gehört der Roman, wenn man so will, auch zur „christlichen Literatur“. Wie aufgezeigt, wird die Sinnfrage in ihm sehr einfühlsam thematisiert und sprachlich verantwortungsvoll gestaltet. Unchristlich wäre der Roman erst dann, wenn er Sinn-, Wert- und Grenzfragen des Lebens überhaupt ausklammern würde, wenn er die bohrende Frage nach dem Gelingen unseres Lebens entweder ignorieren oder durch eine Blut-und-Boden-Ideologie übertönen würde. Entgegen dem äußeren Anschein wird im Roman sogar Urgestein des Evangeliums sichtbar, auch wenn die Autorin überzeugte Kommunistin war: „Weihnachten in dem verschneiten Dörfchen – denn zu Heiligabend war Schnee gefallen, wie es sein muß – und sie gingen ganz still, Arm in Arm, die einsame Dorfstraße hinunter, dann fragt sie sich: Wann war es noch mal so? Wann kann es noch mal so sein? Die beiden Hälften der Erde paßten ganz genau ineinander, und auf der Nahtstelle spazierten sie, als wäre es nichts“ (16).

In Kranz' Lexikon der christlichen Weltliteratur findet sich freilich Christa Wolf nicht. In seinem Schema haben derartige Autoren und ihre Romane keinen Platz. Es wäre jedoch zu überlegen, ob man statt dem Kranzschen Schema die Kategorien von Kurt Marti bevorzugt. Nach diesem bleiben Literatur und Theologie getrennte Bereiche. Beide Bereiche stehen in einer Spannung zueinander, ja sie konvergieren sogar dort, wo „diese autonomen Bereiche doch wieder auf das Leben und Sterben von Menschen bezogen“ sind¹⁰. Von „christlicher Literatur“ zu sprechen, bleibt jedoch problematisch, da die Polarität von Theologie und Literatur allzu schnell durch einen Kurzschluß überbrückt wird. Auf die Frage, ob die Rede von der „christlichen Literatur“ zulässig ist, wird man also antworten müssen: Im Sinn von Kranz ist diese Rede ein literaturwissenschaftlicher und theologischer Irrtum. Im

Sinn Martis könnte man zwar von „christlicher Literatur“ sprechen, doch bleibt diese Rede stets gewagt und gefährlich.

ANMERKUNGEN

¹ G. Kranz, Christliche Literatur als Provokation. Zu neueren Arbeiten der Literaturtheologie, in dieser Zschr. 200 (1982) 278 (insges. 274–284).

² Vgl. G. Kranz, Europas Christliche Literatur, 2 Bde. (Paderborn 1968); Christliche Dichtung heute (Paderborn 1975); Lexikon der christlichen Weltliteratur (Freiburg 1978).

³ Vgl. auch Kranz' Kritik meines Buchs „Literaturtheologie“ (Frankfurt 1978; Europ. Hochschulschr. I, 240) in: Christliche Literatur als Provokation, 276f.; im Gegensatz zu Kranz wird etwa H. Schröder meiner Arbeit eher gerecht, in: Der evang. Erzieher 32 (1980) 420f.

⁴ H. Böll, Hierzulande. Aufsätze zur Zeit (München 1963) 47 (aus: Kunst und Religion, von 1959).

⁵ K. Marti, Christlicher Dichter in säkularer Welt?, in: Nachrichten der Ev.-Luth. Kirche in Bayern 35 (1980) 28.

⁶ Vgl. dazu auch die Rezension des Lexikons durch E. J. Krzywón, Christliche Literatur als Weltliteratur, in dieser Zschr. 196 (1978) 642–644.

⁷ München ¹²1980 (1. Aufl. Halle, Saale 1963).

⁸ J. Nosbüsch, Vom Sinn des Lebens, in dieser Zschr. 196 (1978) 191–204.

⁹ Vgl. dazu K. E. Nipkow, Die Kirche vor der Sinnfrage in Gesellschaft und Erziehung in: Leben und Erziehen durch Glauben, hrsg. v. H. Kratzert (Gütersloh 1978) 38–54, bes. 43ff.; J. Nosbüsch, a. a. O. 201ff.

¹⁰ K. Marti, a. a. O. 29.